Nummer 86 Freitag, 13. April 1923

Berliner Familien-Zeitung

Wie Goethe dem Kriegsgetümmel entgehen wollte

Der Altmeister als Friedensfreund

Vor hundertundzehn Jahren begann hinter dem in Rußland geschlagenen Napoleon, nachdem die Zeugen seines verhängnisvollen Rückzuges mit erstorbenen Augen, verbrannten Pelzen und erfrorenen Gliedern alle deutschen Landstraßen bedeckten, das große Jagen: der Befreiungskrieg gegen den besiegten Franzosen, an dessen Unüberwindlichkeit bis dahin eine Welt geglaubt hatte. Während die Stimmung in Bayern sich noch keineswegs gegen die französische Obergewalt richtete, und in München eine Division zum neu sich bildendeni französischen Heere ausgehoben und aufgestellt wurde, hatten sich in Mitteldeutschland schon die schwarzen Freischaren gebildet. Einer ihrer Kriegsfreiwilligen, den Friedrich Förster-Berlin (Erinnerungen aus dem Befreiungskriege, Stuttgart 1840) nur F. nennt, schrieb zu jener Zeit (20. April 1813) an seine Schwester in A. über seinen ersten Marschtag folgendes:

„Wir hatten eben unseren Morgengesang vor dem Gasthofe (in Meißen), in welchem unser Feldwebel in Quartier lag, beendigt, als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge mir bekannt zu sein schienen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Goethe war. Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Ballbegleiter seiner tanzlustigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen; allein ihn, den Friedliebenden, mitten unter den Kriegsunruhen zu finden, wußt' ich mir nicht zu erklären. Noch glaubte ich, mich zu täuschen, zumal er die Militärmütze tief in das Gesicht gedrückt hatte und sich in den russischen Generalsmantel mit rotem Kragen versteckte. Als ich nun aber seinen kleinen Sekretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner Sache gewiß, und teilte die herrliche Entdeckung sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstand einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: „Ew. Exzellenz melde, daß eine Abteilung der königlich preußischen Freischar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschiert ist, und Ew. Exzellenz die Honneurs zu machen wünscht." Der Feldwebel (es war der Professor Markwort aus Berlin, Offiziere hatte der fünfzig Mann starke Trupp nicht) kommandierte: Präsentiert das Gewehr! und ich rief: „Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!" Mit Hurra und Hörnerklang stimmte die ganze Kompagnie ein. Goethe faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte. Nun trat ich noch einmal heran und sagte ihm: „Es hilft Ew. Exzellenz das Inkognito nicht, die schwarzen Jäger haben scharfe Augen, und bei unserm ersten Ausmarsch Goethen zu begegnen war ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorüber lassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen."

Goethe erwiderte: „Zieht mit Gott, und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute gegönnt." Während wir ihm nochmals ein Lebehoch zuriefen, fuhr er grüßend an uns vorüber. Wo mag er jetzt hinwollen? —"

Der Briefschreiber, über dessen Huldigung der inkognito reisende Goethe nicht besonders erbaut gewesen sein dürfte, fährt dann weiter fort: „Mit verschiedenen Kameraden hatte ich während des Marsches noch einen lebhaften Streit über Goethe; sie hatten ihr Vivat nicht aus vollem Herzen mitgerufen und meinten, er sei ja doch kein Volksdichter, kein Dichter der Freiheit und des Vaterlandes. Ich wußte ihnen nichts weiter zu antworten als: Ich kenne keine höhere Begeisterung für Freiheit als im „Egmont", ich kenne keine derbere deutsche Natur als Götz von Berlichingen."

Goethe selbst reiste damals nach Teplitz. Von dort datiert ein Brief von ihm vom 3. Mai 1813 an Zelter nach Berlin, in dem er schreibt:

„Am 17. April ging ich, mehr durch Zureden der Nächsten und Freunde, als aus eigenem Entschlusse, von Weimar ab. Ich war noch mit einem preußischen Passe durch die Chaine gekommen, als am 18. die Franzosen nicht ohne Gewalt wieder in Weimar einrückten. Davon weiß ich aber selbst nicht mehr, als was der allgemeine Ruf verkündigte; denn ich habe seit der Zeit weder etwas von dorther vernommen, noch hat ein Brief von mir dorthin gelangen können. Ich lege ein kleines Liedchen bei, eine Parodie auf das elendeste aller deutschen Lieder: „Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr."

In Teplitz, wo Friedrich Kölle zu jener Zeit hinreiste, befand sich auch die Familie Körner aus Dresden.

Im November desselben Jahres fiel Goethes bekannte Aeußerung zu Heinrich Luden, wo er sich gegen den schon damals gegen ihn erhobenen Vorwurf, daß er gleichgültig gegen die großen Ideen der Zeit sei, wehrt, und worin es heißt: „Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist." Und wo es dann weiter heißt: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut teuer erkauft hat, nämlich die Freiheit? Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? . . . Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit. Vielleicht würden wir es richtiger Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche."

Schmidt-Helling

[11. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Kommerzienrat Stresow war wohl oder übel genötigt gewesen, den Forderungen seiner Arbeiter in gewisser Weise entgegenzukommen; nach der gestrigen, so stürmisch verlaufenen Versammlung, nach dem verunglückten Vortrag des Pastors, hatten sich die bedrohlichen Anzeichen vermehrt, und es war ein Gebot der Klugheit, durch Nachgiebigkeit Schlimmerem vorzubeugen. Das alles ging freilich ganz gegen seine Berechnungen, verursachte beträchtliche unvorhergesehene Ausgaben, die seine in letzter Zeit stark in Anspruch genommenen Mittel erheblich belasteten. Zudem stand binnen kurzem der Geburtstag Lauras bevor, und Laura Ubaldi erhob Ansprüche, o gewiß, berechtigte Ansprüche. . . .

Er schaute verdrossen zum Fenster hinaus, wo ein milder, strahlender Vorfrühlingstag blaute. Wie ein Gefangener fühlte er sich, trommelte ungeduldig gegen die Scheiben oder ging in seinem eleganten Arbeitskabinett unruhig umher. Die Ungunst der Stunde bedrückte ihn je länger umsomehr.

Wenn er wenigstens im eigenen Hause Ruhe und Frieden gefunden! Aber da war das überspannte Mädel, diese unbegreifliche Josephine, war die nürrische, ewig reizbare Hausdame, die weiß Gott was im Schilde führte. Er hatte das unbestimmte Gefühl, daß in seinem neuen prächtigen Heim von allen Seiten gegen ihn gearbeitet, Komplotte geschmiedet, ein zäher Kampf gegen ihn vorbereitet würde.

Was hatte denn die Teichmann, seine würdige Hausdame, überhaupt für einen Anlaß, diese Haltung gegen ihn einzunehmen? Er wußte es wohl, es war der Ubaldi wegen. . . . Aber was ging das diese fremde Frau an, die ihre ganz bestimmte Stellung, eine überdies recht angenehme und gut bezahlte Stellung in seinem Hause einnahm? Was kümmerten sie seine eigensten persönlichsten Angelegenheiten? Wäre es möglich, daß sie etwa selbst ein Auge auf ihn geworfen, sich Hoffnungen auf ihn gemacht hatte und nun enttäuscht gegen ihn konspirierte? Nicht ausgeschlossen, sogar sehr wahrscheinlich — darum aber nicht weniger lächerlich und albern. Er hatte ihr jedenfalls kaum Anlaß zu derartigen verstiegenen Ansprüchen gegeben, nein, wahrlich nicht! Und er würde sich dieses muffige, feindselige Benehmen auch in Zukunft nicht mehr bieten lassen, mochte sie gehen, wohin sie wollte, je früher umso besser. Seine Vereinigung mit der Ubaldi war ja doch nur noch eine Frage der Zeit. . . .

Bis dahin aber mußte hier im Hause Ordnung geschaffen, die Bahn frei, alle Hindernisse aus dem Wege geräumt sein. Insbesondere was Josephine anbetraf, waren da noch ernste Schwierigkeiten zu überwinden. Es war höchste Zeit, daß dieses seltsame Mädel aus dem Hause kam, wirklich höchste Zeit auch für sie selbst, sich endlich zu verheiraten. Was war das denn eigentlich für ein unhaltbarer Zustand, daß diese vielbegehrte, schöne, dreiundzwanzigjährige Tochter, die sich offenbar langweilte und lediglich aus diesem Grunde auf allerlei verrückte Ideen verfiel, noch unvermählt war? Jedermann wußte, wie reich sie war, wenn die Vermutungen mancher Freier vielleicht auch nicht ganz zutrafen. . . . Denn vorläufig war er noch da, lebensfreudig und gesund, keineswegs gewillt, auf das Glück einer neuen Ehe zu verzichten. Aber immerhin, Josephine Stresow war eine brillante Partie wie wenige hier in seinen Kreisen.

Er wollte doch einmal nach dem Mädel sehen. Die gegenwärtige Stunde war vielleicht besser geeignet denn je, ein ernstes Wort mit Josephine zu reden. Er hatte den Kammergerichtsassessor v. Kalb, einen sympathischen, schöngeistigen Aristokraten, ermutigt, seine Annäherungsversuche persönlich begünstigt, und erblickte in dem vorerst noch kühlen Verhalten seiner Tochter keinen Grund, warum aus den beiden nicht in kurzem ein Paar werden sollte. Er mußte dem törichten Mädel mal ordentlich ins Gewissen reden, ihr den mutwilligen Kopf zurechtsetzen.

Entschlossenen Schrittes begab sich Kommerzienrat Stresow durch die weite Flucht luxuriös ausgestatteter Räume zu dem Appartement seiner Tochter hinüber.

✦

Josephine war mit Schreiben beschäftigt als der Vater bei ihr eintrat. Sie erhob sich, nachdem sie ihre Papiere rasch beiseite geschoben, wenig erfreut über die unwillkommene Störung.

Mit verbindlichem Lächeln, dem ihr wohlbekannten Ausdruck in seinem Gesicht, nahm der Vater bequem in einem Sessel Platz, rauchte behaglich seine Zigarre und lud sie gleichfalls zum Sitzen ein.

Was hatte er denn, was wollte er wieder von ihr? In dem Bestreben, ihn möglichst bald wieder los zu werden, blieb sie erwartungsvoll stehen.

„Nun, mein liebes Kind, wie geht es dir, was machst du, was treibst du?" begann er launig.

„Ich glaube kaum, daß dich das interessieren wird, Papa", erwiderte sie spitz.

„Nanu? Halloh! Deinen Vater interessiert es sogar sehr, womit die geliebte einzige Tochter sich tagaus, tagein beschäftigt."

„Meine wissenschaftlichen Studien sind dir ja längst bekannt."

„Hm! Nun ja," meinte der Kommerzienrat und blies einen wunderschönen Rauchring von sich, „aber sag' mal, wie lange soll das denn noch so weitergehen? Wie? Ich will nicht hoffen, daß du diese Studien als deine eigentliche, ausschließliche Lebensaufgabe betrachtest."

„Und wenn es doch so wäre?" entgegnete sie scharf.

„Das würde ich von Herzen bedauern," sagte er ernst, „doch ich glaube nicht daran. Du siehst mir auch gar nicht so aus, wie ein Bücherwurm, bist es auch nicht. Dafür kenne ich dich zu gut. Das geht vorüber, wie so manche Liebhaberei, die du schon geübt."

„Vielleicht täuschest du dich aber dieses Mal, Vater", beharrte sie.

„Das glaube ich nicht," gab er langsam zur Antwort, „doch verstehe mich recht, mein liebes Kind, ich bin deinen Neigungen durchaus nicht entgegen, bin vielmehr erfreut darüber und stolz darauf, denn sie zeichnen dich vor Tausenden vorteilhaft aus. Geist und Schönheit im Verein sind die denkbar kostbarsten Attribute, deren ein junges Mädchen sich rühmen kann."

„Vielen Dank für das Kompliment," lächelte Josephine ironisch, „doch ich glaube, du verkennst meine Bestrebungen. Meine Absichten sind viel ernster. Ich will dir heute offen ein Geständnis ablegen . . ."

Sie zögerte einen Augenblick, und der Kommerzienrat sah sie erwartungsvoll an.

„Ich beschäftige mich nicht nur theoretisch mit allen diesen Dingen, sondern ich möchte auch praktisch wirken, mich in der sozialen Bewegung persönlich betätigen, möchte ins Leben hinaustreten, wo die fruchtbaren Ideen der Zeit verwirklicht werden . . ."

„Ah, ich weiß, was du meinst," sagte der Vater sarkastisch, „hast ja hier bei unseren Arbeitern bereits den Anfang mit dieser Volksbeglückung gemacht."

„Gewiß, das ist richtig", bestätigte sie betroffen, aber mutig. Wußte der Vater bereits um den wahren Stand der Dinge?

„Und was sagst du nun zu dem Erfolg?" fragte er schneidend, findest du, daß dein Wohltun gute Früchte trägt?"

„Allerdings finde ich das", sagte das junge Mädchen ernst.

„Nun, ich sehe das Gegenteil," bemerkte der Kommerzienrat scharf, „die Leute kennen keinerlei Dank für freiwilliges Wohltun. Vielmehr wird ihre Begehrlichkeit geweckt, werden ihre Ansprüche gesteigert. Sie werden frech und auffässig, treten mit den unsinnigsten Forderungen hervor und verlangen als ihr gutes Recht, was man — vielleicht — ihnen in gewissem Sinne aus Billigkeitsgründen, aus Mitleidsgefühl zugestanden hätte."

„Die Forderungen unserer Arbeiter sind durchaus berechtigt," entgegnete Josephine, „und da du sie nicht gutwillig erfüllen wolltest, mußten sie erkämpft werden."

Der Kommerzienrat wollte auffahren, doch er hielt sich zurück. Ruhig zog er an seiner Zigarre und sagte:

„Du kannst diese Dinge nicht übersehen, mein liebes Kind, urteilst nach deiner geringen Erfahrung. Bitte, überlasse diese Angelegenheiten mir. Du verkennst deine Stellung."

„Und du verkennst die Zeichen der Zeit, Vater," gab das junge Mädchen mit Heftigkeit zurück. „wenn du meinst, durch kleine Zugeständnisse den drohenden großen Sturm beschwören zu können. Du handelst ganz, wie unsere Fürsten. Fahrt nur alle so fort, bis es zu spät ist."

„Diese Unterhaltung hat keinen Sinn," sagte der Kommerzienrat mißgelaunt und erhob sich, „lassen wir das. Eigentlich bin ich gekommen, um dich zu bitten, du möchtest einmal in das Pfarrhaus hinübergehen, dich nach Pastor Spindlers Ergehen zu erkundigen . . . Hoffentlich hat sich der alte Herr von dem Schreck inzwischen erholt" fügte er müde hinzu.

Da dies auch ihre eigene Absicht war, versprach es Josephine gern, und der Vater ging, nachdem er noch einen kurzen Auftrag betreff des Pastors erteilt, mit leichtem Gruß davon. Er war verstimmt und verdrossen. Dieses Gespräch mit seiner Tochter hatte ihn von neuem davon überzeugt, daß für die Zukunft Josephinens baldigst etwas Entscheidendes geschehen müsse. So ging das nicht weiter. Er würde Assessor v. Kalb noch heute zu einem Plauderstündchen einladen . . .

XII.

Nicht lange danach machte sich Josephine Stresow auf den Weg zum Pfarrhause. Sie trug ein Körbchen mit Erfrischungen, die dem erkrankten Pastor hoffentlich angenehm sein würden.

In ihrem fliederfarbenen Kleid mit dem weiten bauschigen Rock schritt sie leichtfüßig durch die Straßen, die beiden Bindebänder der großen Schute flatterten lustig im lauen Frühlingswinde. Es war so sonnig und warm heute wie an einem Maitage, und man schrieb doch erst den 15. März!

Ihr Weg führte am Kölnischen Park vorbei über die Waisenbrücke zur Neuen Friedrichstraße, wo sie noch etwas in einem Delikatessladen zu besorgen gedachte. Die Straßen und Plätze waren ungemein stark belebt, es herrschte ein reger Verkehr, hauptsächlich von Fußgängern, aber auch von dichtbesetzten Kremsern, die sich in der Richtung nach dem Innern der Stadt zu bewegten. Namentlich auf der Stralauer Straße sah Josephine eine dichtgedrängte Menge dem Molkenmarkt zuströmen. Zum erstenmal fielen ihr heute Männer mit weißer Armbinde auf, die einen weißen Stab in der Hand trugen, und sich wichtigtuerisch als Hüter der Ordnung aufspielten. Es waren in der Mehrzahl biedere Handwerksmeister, die hier und dort von den Passanten weidlich gneckt wurden, was sie jedoch meist klüglicherweise nicht zu bemerken schienen.

Es herrschte eine seltsame Stimmung. Die tiefe Erregung, welche alle beseelte, kam nicht offen zum Ausdruck, sondern war vorerst nur in Gebärden und Mienen zu lesen. Man sprach leise, gedämpft, und bewahrte die äußere Ordnung, während es im Inneren kochte und brodelte, ein Zustand der Schwüle, der drückenden bleiernen Stille vor dem Ausbruch eines Gewittersturms vergleichbar. Josephine kam dieser Eindruck so deutlich zum Bewußtsein, daß sie jeden Augenblick ein Losbrechen des Unwetters erwartete. Wie ein fernes leises Donnerrollen erschien ihr das Murmeln der Menge, in einer vorübergehenden Sinnestäuschung verdunkelte sich das heitere Sonnenlicht vor ihrem Blick, schien eine dräuende Wolke sich am Horizont auszubreiten, und auf die große Stadt herniederzusinken.

Aufatmend stand sie endlich vor der Pforte des Pfarrgartens. Wie war ihr eben noch so seltsam zu Mute gewesen! Die warme Sonne lag doch so strahlend über alle Dinge gebreitet, und der helle blaue Frühlingshimmel leuchtete so klar hernieder, daß an eine Trübung seines Glanzes gar nicht zu denken war. Ja, hier herrschte Stille und Frieden . . .

Aber war auch diese Ruhe nicht nur eine äußerliche? Sie erbebte bei dem Gedanken an Rudolf . . . O, auch hier trog der Schein. —

(Fortsetzung folgt.)

Wir warten

Von Franz Rothenfelder

Der Wind will Tat. Ein Felsen stürzt.
Die schwere alte Mauer fällt.
Mit Drang und Sturz wird uns verkürzt
Das Warten auf die neue Welt.
Die Sehnsucht nach der neuen Zeit
Formt ruhelos das Weltgeschick.
Uns dünkt es eine Ewigkeit,
Doch ist es nur ein Augenblick.

Und doch ist's nur ein Atemzug
Der einen großen Brudernot
Und jeder Hauch ist Sturm und Flug
Hoch über Erde, Zeit und Tod.
Wir werden Menschenbrüder sein,
Ob auch in Schmerz die Freiheit tagt,
Wir lachen in den Sonnenschein,
Indes der Wind an Mauern nagt.

Wir wollen auf der Warte stehn
Wie Trotz und Eisen hingestellt.
Wir wollen zu den Sternen sehn
Und horchen, wie das Morsche fällt,
Bis jedes arme Herz befreit
Sich ganz dem lieben Licht vermählt
Und neue Welt der neuen Zeit
Von Menschenherrlichkeit erzählt.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Retter-Berlin-Reukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Mantels: Heinrich Heppenheimer, Berlin; für den Inseratenteil: Paul Gräf, Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.